Zeitschrift: Neujahrsblatt / Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

Herausgeber: Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

Band: 90 (1912)

Artikel: Die Geschichte der Stadt Basel von der Trennung des Kantons bis zur neuen Bundesverfassung : 1833-1848 : erster Teil

Autor: Burckhardt, Paul

Kapitel: Die Universität

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1006953

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

„mit Christenaugen gesehen und mit christlichem Licht erleuchtet". An die Stelle Linders trat bald als Redaktor des Blattes ein anderer vertriebener Pfarrer, Adolf Sarasin. Sogar eine freisinnige Zeitung, die den Volksboten „das Organ der zum Todeskampf koalisierten Orthodoxie und Pietisterei" nennt, gesteht zu, daß er manches Verdienst um die Verbreitung von Sittlichkeit und Religiosität habe. Der Volksbote wußte herzlich und eindringlich zu mahnen und packend zu erzählen. Daß dabei die alten, bösen Erlebnisse der Wirren zu oft aufgerührt wurden, war wohl begreiflich; weniger, daß er seinen Lesern so viele Mord- und Hinrichtungsgeschichten mit großer Ausführlichkeit und Erbaulichkeit als Zeichen der Zeit erzählte.

Den zahlreichen Katholiken Basels war seit 1801 die Klarakirche als Gotteshaus eingeräumt; daß aber auch diese Kirche unter der protestantischen Staatsgewalt stand, kam dadurch zum Ausdruck, daß wöchentlich ein reformierter Gottesdienst darin stattfand. Erst 1857 überließ man sie ganz den Katholiken. Seit längerer Zeit bestand auch eine katholische Gemeindeschule für Knaben und Mädchen; der Rat gewährte im Jahre 1838 der Vorsteherschaft eine bescheidene Unterstützung zum Bau eines neuen Lokals und gestattete auch eine Kollekte zu diesem Zweck. Vier Jahre später kam den Basler Katholiken Hilfe von Paris; ein Verein frommer Damen sicherte der Gemeinde die Zinsen von 12,000 Fr. zu, wenn eine besondere Mädchenschule eingerichtet und zwei Lehrschwestern übergeben werde. Nachdem Kirchenrat, Erziehungs- und Staatskollegium die Frage beraten hatten, gab der Rat seine Einwilligung. Aber diese Schwestern vom Orden der „Soeurs de la Providence" durften weder in der Tracht noch mit einem äußeren Zeichen des Ordens öffentlich auftreten. Auch als der Basler Bischof Salzmann der Regierung die Anzeige machte, er gedenke im September 1841 die Firmelung der Kinder in Basel persönlich vorzunehmen, traten verschiedene Kollegien zu ernster Beratung zusammen, wie man, ohne den religiösen Bedürfnissen der Katholiken hindernd in den Weg zu treten, doch den Charakter der protestantischen Stadt wahren könne. Schließlich wurde die kirchliche Handlung unter „angemessenen Vorbehalten" gestattet, doch nur unter möglichster Beschränkung auf die hiesige Einwohnerschaft und unter Vermeidung jedes unnötigen Gepränges. In der Kirche selbst glaubte der Rat durch die aufgebotenen Stänzler in Uniform für Ruhe und Ordnung sorgen zu müssen.

Gerade das Wachstum der katholischen Gemeinde und die Entwicklung ihrer Schule erweckte Bedenken und wirkte mit, daß auch bei der Verfassungsrevision von 1847 die Katholiken vom Bürgerrecht ausgeschlossen blieben.

Die Universität. Mit dem ganzen geistigen Leben Basels war die Universität seit Jahrhunderten aufs engste verbunden. Gerade sie schien aber durch das Unglück von 1833 schwer bedroht; denn nach dem Spruch des Obmanns vom 9. November 1833 fiel auch das ganze Universitätsvermögen samt der Bibliothek und allen Sammlungen

als Staatsgut in die Teilung. Die Empörung über diesen Entscheid wurde nicht nur in Basel, sondern auch bei allen Freunden der Stadt und ihrer Hochschule in der Schweiz und im Ausland laut ausgesprochen. Die Feinde rechneten aber nun mit Sicherheit auf das Eingehen der Universität, der dazu in den neuen Hochschulen von Zürich und Bern gefährliche Rivalen erstanden waren. Aber sie freuten sich zu früh. Die Vorlesungen wurden auch im Winter 1833/34 größtenteils gehalten, obschon die Zahl der Studenten gesunken war. Hagenbach hielt damals vor einer auserwählten Zuhörerschaft Vorträge über die Reformationsgeschichte und De Wette erinnerte in einer von ihm eben herausgegebenen Schrift Basel an das Beispiel Preußens, das im größten Unglück seine Universität Berlin gestiftet habe. Am 6. August 1834 erfolgte das Endurteil über das Universitätsgut. Die Stadt hatte der Landschaft Fr. 331,451.55 als ihren Anteil aus der Staatskasse zu zahlen, dafür aber das ganze Universitätsgut seiner Bestimmung zu erhalten. Damit blieben allerdings das Vermögen der Hochschule und alle Sammlungen Basel erhalten, aber nur unter großen Opfern des Staates, und noch mehr mußten gebracht werden, wenn die Universität lebenskräftig bleiben sollte. Lohnten sich diese Opfer wirklich? Einflußreiche schweizerische Zeitungen rieten mit herablassenden Weisheitsworten zur Umwandlung des Pädagogiums und der Universität in eine „humanistische und realistische Bürgerschule". Das überschüssige Geld könnte zu Stipendien für Basler, die an andern Universitäten studierten, verwendet werden. Die Bündnerzeitung dagegen wünschte den Baslern, sie möchten doch festhalten, was der Stadt Zierde und Ruhm gewesen sei, damit gewisse Neider und Blutradikale der altehrwürdigen Hochschule umsonst das Leichenlied gesungen hätten.

In Basel selbst war die Meinung, jetzt müsse die kostspielige Universität einer „gemeinnützigeren" und billigeren höhern Bürgerschule weichen, auch stark vertreten, aber sie tat sich nicht öffentlich kund. Der Kleinmut kam nicht auf gegen den festen Willen der leitenden Männer, die von vornherein entschlossen waren, die Universität zu retten. Am 13. August 1834 erteilte der Rat dem Erziehungskollegium den Auftrag, Vorschläge über das Schicksal der Hochschule einzugeben, und vom Kollegium wurde wiederum eine besondere Kommission ernannt. Deren Anträge nahm dann die Regierung im März 1835 in ihren Ratschlag über die neue Gestaltung der Universität und des Pädagogiums auf, den sie dem Großen Rat vorlegte. Darin hieß es: Wenn auch die Kantonstrennung und ihre Folgen eine wesentliche Einschränkung nahe legen möchten, so mahne doch das um so fühlbarer gewordene Bedürfnis geistiger Tätigkeit und die eigentümliche Isolierung der Lage Basel dringend dazu, im gegenwärtigen Augenblick sich nicht zu vernachlässigen und zu versäumen, sondern durch eine gut eingerichtete wissenschaftliche Anstalt sein zukünftiges Wohl zu sichern. Vom 6. bis zum 9. April 1835 besprach die gesetzgebende Behörde den Ratschlag und ge-

nehmigte ihn mit wenigen Änderungen. Von einer Aufhebung der Universität sprach niemand. Alle Redner äußerten sich im Sinne des Ratschlags. So wurde denn in dem neuen Gesetz über die Universität und das Pädagogium feierlich die Beibehaltung der 1460 gegründeten Hochschule ausgesprochen, zugleich aber auch ihre zukünftige etwas veränderte Aufgabe angekündigt. Einerseits sollte sie die Studenten in ihr Fachstudium einführen und sie zu dessen Vollendung auf fremden Universitäten tüchtig machen; der propädeutische Charakter der Anstalt trat besonders in der medizinischen und juristischen Fakultät deutlich hervor; in der theologischen sollte das Hauptgewicht auf die praktische Ausbildung und die Kenntnis des Hebräischen gelegt werden. Anderseits versprach die neue Gestaltung der Hochschule zur Verbreitung der allgemeinen Kenntnisse, die den Geist des Bürgers ausbilden und ihm im Berufsleben nützlich sein könnten, nach Kräften beizutragen. Die alte Verbindung der Universität mit der Bürgerschaft, deren weiteste Kreise die leitenden Männer gerade damals zu gewinnen versuchen mußten, sollte nun auch in der Form einer „bürgerlichen Akademie" zutage treten.

Der Kern des Ganzen war die philosophische Fakultät; die Vorlesungen über französische, englische und italienische Sprache, sowie über Nationalökonomie, Technologie, Statistik und Naturwissenschaften sollten auch Nichtstudierenden, die in der Universität den natürlichen Mittelpunkt des geistigen Lebens der Stadt suchten, Belehrung und Anregung bieten. Ferner waren populäre juristische Vorlesungen über Handels- und Wechselrecht vorgesehen; auch die Barbiergesellen bekamen in chirurgischen Vorträgen Belehrungen für ihren Beruf. Jedem, der das 17. Altersjahr zurückgelegt hatte, war der Besuch nicht aller, aber doch vieler Vorlesungen ermöglicht.

Betrachten wir die Zahl der Lehrstühle an jeder Fakultät und die Besoldung der Professoren, so erkennen wir allerdings die Folgen der drückenden Einschränkung. Die philosophische Fakultät hatte 9, die theologische 3, die juristische 2 und die medizinische 4 Lehrstühle. Die Besoldung der meisten Lehrer betrug 1600 Fr.; einige aber, z. B. alle Mediziner, bezogen nur die Hälfte. Nicht ohne Bitterkeit schrieb später einmal Professor K. G. Jung, nach 13jähriger Tätigkeit an der medizinischen Fakultät Basels sei er im Jahr 1835 auf halben Sold gesetzt worden mit ganzer Arbeit auf dem Rücken. Für die juristische Fakultät rechnete man darauf, daß wissenschaftlich begabte Basler Juristen aus den höhern Ständen der Universität unentgeltliche Ehrendienste leisten würden. Alle Basler Lehrstühle verlangten an Besoldungen etwa 25,000 Fr., wozu noch 3—4000 Fr. kamen, die der Staat entweder für Gehaltszulagen an verdiente Professoren oder für die vorgesehenen Kollegien allgemein praktischer Art verwenden durfte. Bestritten wurden die Ausgaben der Hochschule zunächst aus dem Universitätsvermögen, dessen Fonds z. T. auch dem Pädagogium, dem Gymnasium und verschiedenen Sammlungen zugute kamen. Der Staat hatte aber noch jährlich für die Gehälter und für die Sammlungen Zuschüsse zu leisten Diese betrugen tat-

sächlich nicht mehr als etwa 10,000 Fr. jährlich, wie Professor Schnell in seiner Schrift zur Verteidigung der Universität vom Jahre 1851 ausrechnete. Denn die ordentlichen Professoren der philosophischen Fakultät waren noch zu 8 Wochenstunden am Pädagogium verpflichtet, für die sie nicht honoriert wurden, so daß sie als akademische Lehrer eigentlich nur mit 600 Fr. angestellt waren. Weil aber die Übersicht über die Ausgaben des gesamten Erziehungswesens schwierig war, verbreiteten sich im Publikum bald falsche Ansichten über die hohen Kosten, die die kleine Universität erfordere. In Wirklichkeit muß man den Druck der erlittenen Gewalt und das damalige Maß von großen und kleinen Ausgaben recht in Betracht ziehen, wenn man sich nicht die Freude an der Rettung der Hochschule durch den Mißmut über die etwas kümmerliche Einschränkung will trüben lassen. Es gehörte schon eine mutige Rücksichtslosigkeit der Behörden dazu, daß die im Ratschlag versprochenen „bedeutenden" Einschränkungen nicht ganz wahr gemacht wurden und daß der Charakter der gelehrten Schule viel ausgeprägter war als der der Bürgerakademie. Überhaupt ist ohne Zweifel in erster Linie der autoritativen und geistig vornehmen Ratsherrenregierung die Rettung und Erhaltung der Universität zu verdanken.

Als durch die Wahl der neuen Professoren und durch die Neuberufung der bisherigen die akademische Körperschaft vollzählig geworden war, leistete am 14. September 1835 der bisherige Rektor Peter Merian den neuen Amtseid und legte dann sein Amt der Regenz in die Hände; er selbst trat als Rektor und Professor zurück; De Wette wurde für den Rest des Jahres zum Rektor gewählt. Am 1. Oktober 1835 fand die Feier der Wiederherstellung der Universität im Münster statt.

Von den Lehrern, die in der hier geschilderten Zeit an der Basler Hochschule wirkten, seien nur die bekanntesten erwähnt. Neu bestätigt wurden durch die Reorganisation die Theologen Hagenbach und De Wette, der Historiker Brömmel, der Philologe F. D. Gerlach, der Mediziner Jung, der Botaniker Röper, der Mathematiker Rudolf Merian; Christof Bernoulli übernahm statt des Fachs der Naturgeschichte, das er an Meißner abtrat, Vorlesungen über industrielle Mechanik und Technologie. An Peter Merians Stelle wurde sein bisheriger Vertreter Christian Friedrich Schönbein Professor der Physik und Chemie; die deutsche Sprache und Literatur wurde Wilhelm Wackernagel, der seit dem März 1833 Lehrer am Pädagogium war, übertragen; A. Vinet, bisher außerordentlicher Professor und Lehrer des Französischen am Pädagogium und an der Töchterschule, wurde Ordinarius, ebenso der Philosoph Friedrich Fischer; Wilhelm Vischer, damals außerordentlicher Professor und Lehrer am Pädagogium, vertrat neben seinem alten Kollegen Linder die neuere Richtung der klassischen Philologie und Altertumskunde.

Während die Genannten lange Zeit, ja die meisten bis zu ihrem Tode Basel treu blieben, hatte die juristische Fakultät einen unaufhörlichen Wechsel unter den

Lehrern des römischen Rechts; es waren Gelehrte von glänzendem Namen unter denen, die nach einander bei uns zu Gaste waren: Beseler, Wunderlich, Planck, Ihering und Windscheid. Drei Basler Juristen, Christof und Adolf Burckhardt und Gustav Christ, starben in jungen Jahren weg, nachdem sie der Universität und dem Staate uneigennützig gedient hatten. Der noch junge Ratsherr Christof Burckhardt war unter der Fülle von Arbeit, die er sich an der Hochschule, im Erziehungs- und Justizkollegium, in der Gemeinnützigen Gesellschaft und auf der Tagsatzung aufgeladen hatte, eigentlich im Dienst des Vaterlandes zusammengebrochen. Dagegen hat Johannes Schnell lange Jahre als gründlicher Gelehrter und unbeugsamer Konservativer mit Wort und Schrift der Hochschule, dem Gericht und der gesetzgebenden Behörde gedient.

Einigen unter den damals bestätigten oder neugewählten Professoren, die Basels Universität frischen Glanz verliehen, sei noch ein besonderes Wort gewidmet, voran dem Ratsherrn und Professor Peter Merian. Wenn er auch im Jahre 1835 sein akademisches Lehramt aufgab, so war er doch als wissenschaftlicher Forscher und noch mehr als Mitglied des Rates dazu berufen, den Zusammenhang zwischen den Behörden, der Bürgerschaft und der Universität durch seine nimmermüde Tätigkeit auf Jahrzehnte hinaus lebendig zu erhalten und, wie sein Biograph sagt, „der Bürgerschaft durch sein Beispiel zu zeigen, daß der Rang Basels unbedingt mit ehrenvoller Leistung der Universität verbunden ist". Fast überall, wo es kleine oder große Arbeit im weitläufigen Gebiet der öffentlichen Fürsorge für das geistige Leben gab, findet man auch den Namen Peter Merians. Ob er als exakter Detailforscher alle möglichen Versteinerungen auf seinem Zimmerchen im neuen Museum bestimmte, ob er das naturhistorische Museum und dessen Bibliothek ordnete und unermüdlich beschenkte, ob er die schweizerische Naturforscherversammlung präsidierte oder Basels Universität im Ausland vertrat, oder ob er mit treuer Sorgfalt 45 Jahre hindurch die Witwen- und Waisenkasse der Basler Lehrer verwaltete, immer und überall war er zur freiwilligen Arbeit für edle und große Zwecke bereit. Kraftvolle Würde verband er dabei mit herzgewinnender Freundlichkeit und Schalkhaftigkeit. So war der Ratsherr Peter Merian nach dem Wort eines seiner Kollegen recht eigentlich der Petrus, der Fels, auf dem die academia Basiliensis ruhte.

Mit eiserner Willenskraft und Selbstzucht hatte Wilhelm Wackernagel die bittern Nöte seiner Jugendzeit überwunden und sich in mühsamem Studium das reiche Wissen erkämpft, das ihn zu einem der ersten Kenner der deutschen Sprache und Literatur machte. Basler Freunde hatten ihn hieher gebracht, und seine Wahl als Lehrer und Professor war ein schöner Sieg, den die Anerkennung eines fremden Talentes über das Prinzip der Versorgung einheimischen Mittelgutes davongetragen hatte. Wackernagel hat Basel reich belohnt, als Gelehrter, der auch die Geschichte seiner zweiten Vaterstadt liebevoll durchforschte, und besonders als Lehrer und strenger Erzieher der akademischen Jugend zum Echten und Reinen in Form und Inhalt.

Seine Studenten pflegte er auch zu Zeiten zu einem literarischen Kränzchen um sich zu versammeln. Die schroffe Seite seines starken Charakters brachte es mit sich, daß sich öfters gerade gegen ihn von bürgerlicher Seite mancherlei Feindschaft regte und daß seine großen Verdienste um Basel nicht immer geschätzt wurden Anders geartet war der große schwäbische Chemiker Schönbein; als Mensch und Gelehrter ein Original, einsam und groß in seinem Schaffen und mit der besondern Gabe ausgestattet, das herauszufinden, was seiner Wissenschaft für ihre gedeihliche Entwicklung notwendig war. Die drei Entdeckungen, die ihn besonders berühmt machten, waren die Entdeckung der Passivität des Eisens, des Ozons und der Schießbaumwolle. An den damals noch stillen Rheinufern hörten im Sommer 1845 die erstaunten Bürger manches Schießen und Knallen, wenn Schönbein seine Experimente mit dem neuerfundenen Explosivstoff machte. Der Stadt Basel hatte er bald seine ganze Liebe geschenkt und trat mit dem Feuer seines Temperamentes in den Wirren und später für ihr Recht ein, er exerzierte auch im akademischen Freikorps mit und war einige Zeit, freilich ungern, Mitredaktor der Basler Zeitung. Dem großen Gelehrten war es ebenso wohl am Stammtisch beim eifrigen politischen Diskurs mit befreundeten Bürgern wie in der Gesellschaft seiner akademischen Kollegen; wo er hinkam, brachte seine allezeit lebendige Rede und sein frohes Lachen Anregung und Erfrischung.

Während die beiden deutschen Gelehrten, der Preuße und der Schwabe, mit dem bürgerlichen Leben Basels verwachsen waren und auch zeitweilig dem Großen Rat angehörten, blieb Alexandre Vinet ein Gast in Basels Mauern, aber ein geliebter und hochgeachteter; er selbst bezeichnete sich später als citoyen de Bâle par le coeur. Zwanzig Jahre wirkte der große Waadtländer, in dessen Wesen sich die feinste französische Geisteskultur mit tief innerlicher Frömmigkeit und straffer sittlicher Zucht verband, als Lehrer und Professor in Basel, und eine große Schar von Jünglingen und Mädchen, von Männern und Frauen empfingen für ihr Leben einen bleibenden Eindruck von der Hoheit dieses herrlichen Mannes, der seine Geistesstärke gerade in seiner leiblichen Schwäche und Kränklichkeit bewies. In origineller Weise vergleicht Professor Jung Vinets hohe Gestalt mit einer fruchtschweren Palme; „er war weich und schlank, trug aber im Innern einen starken, festen, eisenfesten Kern". Sein Wegzug von Basel nach Lausanne wurde auch von der Regierung, der er während der Wirren in einer diplomatischen Sendung bereitwillig Dienste geleistet hatte, als schwerer Verlust empfunden. Als die waadtländische Revolution von 1846 Vinet um seine Professur gebracht hatte, versuchten seine Basler Freunde, ihn wieder hieher zu ziehen. Sie boten ihm, zunächst für sechs Jahre, einen Jahresgehalt von 1600 Fr. an, damit er in Ruhe seinen literarischen Arbeiten in Basel leben könne, mit der einzigen Verpflichtung, im Winter wöchentlich je eine Stunde für ein gemischtes Publikum zu lesen. Vinet konnte sich nicht sofort zur Annahme entschließen, aber er antwortete den Bas-

lern, sein Leben habe wenige so schöne Momente gezählt wie den, da er ihren Brief gelesen; wohl sei er alt geworden, seit er Basel verlassen habe, aber seine Liebe für die edle Stadt und seine dortigen Freunde sei noch so jung und warmglühend wie jemals. Bald darauf verschied er zu Clarens am 5. Mai 1847.

Ein ansprechendes Bild aus dem Basler Professorenkreis der vierziger Jahre, in dem die Deutschen die Mehrzahl bildeten, entwirft der schon genannte Physiologe Ecker. Sein Empfang in Basel war nicht gerade freundlich, da die Nationalzeitung seine Bevorzugung vor einem Basler Arzt kritisierte; aber bald fühlte er sich trotz den bescheidenen akademischen Verhältnissen wohl im Kreis bedeutender und wohlwollender Männer. Aus langer Erfahrung heraus tröstete Jung den etwas empfindlichen Ecker, die jungen deutschen Gelehrten hätten eine zu vulnerable Haut; wer in der Schweiz ein öffentliches Amt annehme, müsse sich die Haut eines Pachydermen anschaffen, weder Hieb noch Stich fühlen, seine Pflicht tun und seinen Weg gehen. Das gastfreie Haus Jungs, der eine ungezwungene und geistvolle Geselligkeit um sich zu schaffen verstand, war damals der gesellschaftliche Mittelpunkt für die meisten deutschen Gelehrten. Da Jung als Bürger der Stadt und Schwiegersohn des Bürgermeisters zu den „verbaselten" Professoren gehörte, war auch hier für die Deutschen eine Berührung mit dem baslerischen Leben vorhanden. De Wette wurde neidlos als geistiges Haupt anerkannt, und seiner Autorität gelang es auch nach Eckers Zeugnis stets, drohende Disharmonien auszugleichen, so daß sich die sonst an andern Orten sprichwörtliche Unverträglichkeit der Professoren damals in Basel nicht zeigte.

Der großen Zahl hochbedeutender akademischer Lehrer entsprach aber leider die Zahl der Studenten sehr wenig. In den zwanziger Jahren hatte die Hochschule über 100 Studenten gezählt, in unserer Epoche kamen auf 30—35 Dozenten durchschnittlich 45—50 Studenten. Erstaunlich war die Tapferkeit, mit der sich die Professoren über die entmutigende Leere der Hörsäle hinweghalfen und erfreulich der Eifer der meisten Studenten. Freilich nahm immer noch eine stattliche Zahl von Zuhörern an den Vorlesungen teil; im Jahre 1841 wurden bei dem Tiefstand von 34 Studenten doch 50 Vorlesungen gehalten. In der zweiten Hälfte des fünften Jahrzehnts nahmen die Studierenden wieder zu und im Sommer 1846 überstieg die Zahl aller Hörer zum erstenmal wieder das Hundert; doch erst 1864 zählte Basel hundert immatrikulierte Studenten. Die Theologen waren am stärksten, die Mediziner und die Juristen am schwächsten vertreten. Immerhin gab es Kollegien von 20—30 Studenten, und Hagenbachs Vorlesungen über Kirchengeschichte vereinigten 40 Zuhörer in einem Auditorium. Damals hatten übrigens deutsche Universitäten wie Marburg, Freiburg oder Kiel nur etwas über 200, Zürich noch weniger Studenten. Aber trotz allen Trostgründen wirkte die kleine Zahl der Basler Studenten doch niederdrückend, und dankbar sollen die spätern Geschlechter den Idealismus der damaligen Lehrer anerkennen, von denen einige einen

ehrenvollen Ruf ausschlugen und trotz den kleinen Verhältnissen und trotz gehässigen Anfeindungen ihre Hand vom begonnenen Werk nicht zurückzogen.

Das neue Basel wurde, nach einem schönen Wort Bürgermeister C. F. Burckhardts, gegründet auf die zwei Grundpfeiler einer Republik: die vertrauensvolle Willigkeit aller Bürger zu den vom Gemeinwesen gebotenen Pflichten und die freiwillige Mehrleistung aller, die dazu befähigt sind. Dieser zweite Pfeiler wurde auch die Stütze der neu aufgebauten Universität. Mehrere Basler, voran Andreas Heusler und Peter Merian, aber auch fremde Dozenten, übernahmen durch freiwillige Vorlesungen, zum Teil Jahr für Jahr, einen Teil der Fakultätsarbeit; sodann bildete sich im Jahr 1835 ein für die Universität sehr bedeutsamer Hilfsverein, die Freiwillige akademische Gesellschaft, deren eigentlicher Stifter Andreas Heusler war. Was schon vor dem Unglück des Staates von ihm und Gleichgesinnten angeregt und geplant worden war, gewann nachher deutlichere Gestalt. Jetzt galt es, die knappen Leistungen des Staates durch freiwillige Gaben und durch die Mitarbeit möglichst vieler Bürger zu ergänzen. Aus den gewonnenen Mitteln sollten die akademischen Sammlungen vermehrt, populäre Vorlesungen eingerichtet und ausgezeichnete Gelehrte durch Gehaltszulagen in Basel festgehalten oder hierher gezogen werden, alles das „ohne weitere Belästigung des Staates". Vier Männer, Andreas Heusler, Peter Merian, Ratsherr Christof Burckhardt und Rektor La Roche bildeten die erste provisorische Kommission und unterzeichneten mit gleich denkenden Freunden einen Aufruf zur Gründung der Gesellschaft. „Unsere Väter," heißt es darin, „haben durch zahlreiche Stiftungen ihre Liebe, ihre Achtung für geistige Bildung auf erhebende Weise an den Tag gelegt; wir wollen fortbauen an dem, was unsere Väter angefangen haben. Unser teures Basel soll noch mehr und mehr eine Stätte geistiger Bildung und Tätigkeit sein". Bald meldeten sich zahlreiche Teilnehmer; am 17. September 1835 konstituierte sich die Gesellschaft. Sie zählte am Ende des Jahres gegen 100 Mitglieder, von denen ein Dritteil Männer nicht gelehrten Standes waren, und verfügte über 30,000 Fr. Vermögen und über 1600 Fr. Jahresbeiträge. Der erste Präsident der Gesellschaft, Andreas Heusler, blieb auch bis zu seinem Tod ihr Leiter. In den ersten 15 Jahren seines Bestehens unternahm der Verein noch nichts Großes, aber er konnte doch mit den für die damaligen Verhältnisse nicht unbedeutenden Mitteln mancherlei Hilfe leisten. Er gewährte Zulagen an Professoren und Beiträge an die Sammlungen und besonders pflegte er eine Einrichtung, die seit den zwanziger Jahren in Basel aufgekommen war: die populären Vortragszyklen, die Gebiete der Fachwissenschaft in einer für Laien beiden Geschlechts anziehenden Form behandelten. Was bisher Privatunternehmen einzelner Dozenten gewesen war, das suchte die neue Gesellschaft zu einer regelmäßigen Erscheinung im akademischen Leben Basels zu gestalten und zugleich machte sie diese Vorträge, für die sie verschiedene Professoren gewann und honorierte,

möglichst vielen Zuhörern zugänglich. Im ersten Jahrzehnt nach der Gründung der Gesellschaft sprachen z. B. Schönbein über technische Chemie, Brömmel über die Kreuzzüge, Hagenbach über Reformationsgeschichte, Gelzer, der kurze Zeit akademischer Lehrer in Basel war, über neuere deutsche Litteratur und Schweizergeschichte, und in zwei Wintern Jakob Burckhardt über die Geschichte der Malerei. So hat die akademische Gesellschaft auch dem Mann die erste Veranlassung zu öffentlichen Vorträgen geboten, der wie kein anderer eine Fülle herrlicher Belehrung und Erquickung fast ein halbes Jahrhundert hindurch seinen dankbaren Hörern geschenkt hat. Auch von der Behörde wurde Jakob Burckhardt damals verständnisvoll eingeschätzt; ein Jahr, nachdem er sich an der heimatlichen Universität habilitiert hatte, ernannte ihn der Rat auf Heuslers Antrag zum außerordentlichen Professor der Geschichte.

In die Zeit der Neugestaltung unserer Universität fallen auch die Gründungen gelehrter Gesellschaften, die von der allgemeinen Regsamkeit auf geistigem Gebiet zeugten; 1835 wurde die juristische, ein Jahr darauf die historische Gesellschaft gestiftet, die beide ihrer ältern und größern Schwester, der naturhistorischen, zur Seite traten. Der ebenfalls 1836 gestiftete „Verein für christlich-theologische Wissenschaft" brachte eine Vermehrung der theologischen Lehrstühle; der erste von diesem Verein berufene Dozent war der schwäbische Pfarrer und Gelehrte J. Tob. Beck, ein kraftvoller und origineller Bekenner rein biblischer Theologie. Die wissenschaftlichen Gesellschaften halfen auch durch ihre Verbindung mit den gleichen Vereinen anderer Schweizerstädte dazu, die Freundschaft zwischen dem isolierten Basel und der Eidgenossenschaft zu erneuern; vom schweizerischen Naturforscherfest, das 1838 in Basel abgehalten wurde, schrieb die Basler Zeitung, es habe wieder den vertraulichen und vergnüglichen Ton angenommen, den man frühern eidgenössischen Festversammlungen in Basel nachgerühmt habe.

Von den Sammlungen, die mit der Universität für Basel gerettet worden waren, hier zu sprechen, gestattet der Raum nicht. So sei denn nur daran erinnert, daß durch die gemeinsame Arbeit der Behörden und der Vereine und dank der Opferfreudigkeit vieler Freunde der Wissenschaft und Kunst das Museum auf dem Areal des alten Augustinerklosters erbaut und zu Ende des Jahres 1849 eingeweiht werden konnte. Die Bibliothek, die reichhaltigen naturhistorischen Sammlungen und die Kunstsammlungen fanden in Melchior Berris stattlichem Bau auf Jahrzehnte hinaus genügenden Raum.

Die neuerstandene Universität hatte aber nicht nur Freunde und Helfer, sondern auch zahlreiche Gegner; eben jetzt begannen die öffentlichen Angriffe gegen die ganze Hochschule oder gegen einzelne Lehrer, wie sie die Geschichte der Basler Universität bisher noch nicht gekannt hatte. Sie waren auch erst jetzt möglich geworden dank der Freiheit und Ungezogenheit der noch jungen Presse.

Von zwei Seiten her erfolgten die Angriffe: erstlich vom alten, bösen Feind, dem mißtrauischen und kleinlichen Bürgersinn, der das geistige Leben der Hochschule auf den praktischen Bürgernutzen hin taxierte, und zweitens von der politischen Oppositionspartei, der die konservative Gesinnung der meisten Professoren zuwider war.

Am begreiflichsten war der immer wiederkehrende Vorwurf und Spott über die kleine Zahl von Studenten; — in der Neuen Basler Zeitung erschien einmal der Vorschlag, beim Anrücken eines neuen Studenten wie bei der Ankunft des Dampfschiffes die Geschütze zu lösen — bedenklicher war schon die Klage des Tagblatts über den Mißbrauch der Stipendien, die arme fremde Studiosi anlockten, während die Bürgersöhne keinen Genuß davon hätten; im Alumneum sei kein einziger Basler. Auch über das Projekt des neuen Museums wurde, besonders im Hinblick auf andere Baupläne, hämisch gescholten. „Wohl wieder viel auf einmal, wird mancher schlichte Bürger denken. Muß das jetzt wirklich binnen kurzer Zeit kommen?" Man könne ja vielleicht bei der Säkularfeier der Universität an ein Museum denken ꝛc. Immer wieder wurde ausgerechnet und meist falsch, was die Universität koste und wie wenig sie nütze; die fremden Professoren genössen ihre Sinekuren und geruhten nur selten ihre Weisheit über den Bereich der Hörsäle hinauszutragen. Auch das Mißtrauen gegen die Leiter des Erziehungswesens und die Klage über Willkür bei der Anstellung und Behandlung der Dozenten kam im Wirtshausgespräch wie in der Presse zu lautem Ausdruck; es hieß, dem guten Bürger werde eben oft im Dunkeln eine schwarze Kuh für eine weiße verkauft. Scharf und bestimmt lauteten die öffentlichen Anklagen „eines Bürgers, der die Gesetze nicht machen hilft, dieselben aber hält". Sie erschienen 1841 in der Neuen Basler Zeitung. Der gut unterrichtete Verfasser warf der Regierung vor, sie habe ihr Versprechen nicht gehalten und den Hochschulunterricht nicht nach der praktischen und gemeinnützigen Richtung hin ausgedehnt; besonders werde nichts oder doch zu wenig für die neusprachliche und populär juristische Belehrung der „merkantilistischen" Jugend getan. In diesen Anklagen lag allerdings ein Stück Wahrheit, aber auch hier trat eine gehässige und banausische Gesinnung hervor, die übersah, was die Universität als wissenschaftliche Schule leisten mußte und als bürgerliche Akademie bereits geleistet hatte.

Durch alle diese meist anonymen Anfeindungen der Presse wurde die Stimmung gut vorbereitet, die dann im Jahr 1850 einen Vertreter der Radikalen ermutigte, die Aufhebung der Universität im Großen Rat zu beantragen. Man versteht Professor Schnells zorniges Wort: „Die Universität fordert nicht nur Geld, sie verlangt auch guten Willen bei den Behörden, Achtung bei der Bürgerschaft. Sie will nicht ein Bettlerleben führen und für ihre Besoldungen alle Beschimpfungen der Roheit hinnehmen."

Aber die Universität fand nicht nur unter ihren Angehörigen, sondern auch unter den Bürgern manche Verteidiger, die ihren Glauben an den Wert der Wissenschaft

und ihre Dankbarkeit für die populären Vorlesungen öffentlich bezeugten. „Welche Universität," schreibt ein solcher im Intelligenzblatt, „hat gerade unmittelbar für ihre Stadt so vieles getan wie die unsrige?" Eine schöne Antwort auf die Klagen über die geringe Frequenz gab ein anderer Verteidiger der Hochschule: „Nicht um der wenigen Studenten willen, sondern um seiner selbst willen ist Basel schuldig, den Charakter einer Stadt der Wissenschaften beizubehalten; dies ist sie aber nur in und mit der Universität." Und der Gang der Ereignisse gab dem recht, der im Jahr 1847 schrieb, ein Versuch, die Universität zu zerstören, würde scheitern; noch sei Basel zu einer solchen Schmach nicht reif. Diese Gesinnung ist nicht nur in den Behörden, sondern schließlich auch in der Bürgerschaft siegreich geblieben und hat der Stadt ihre Hochschule bewahrt.

Das Schulwesen. Während die Hochschule eine gänzliche Reorganisation erfuhr, wurde im übrigen Gebiet des Unterrichtswesens manches geflickt und erneuert, aber ein gründlicher Neubau von unten auf, wie er 1817 erfolgt war und auch jetzt von manchen gewünscht wurde, kam nicht zustande. Wichtig war der Ratsbeschluß vom 21. Februar 1838, der endlich alle Eltern verpflichtete, ihre Kinder vom 6. bis zum 12. Jahr in die Schule zu schicken und für die protestantischen Kinder den Besuch der Kinderlehre bis zur Konfirmation obligatorisch erklärte. Eine allgemeine Schulpflicht hatte bis jetzt wohl für den Landbezirk bestanden, aber in der Stadt hatten viele Einsaßen und Aufenthalter ihre Kinder nur in die untern Klassen der Armen- oder der Gemeindeschulen geschickt oder überhaupt kaum zum Schulbesuch angehalten. So strichen sie verwahrlost in den Straßen herum, wenn sie nicht in den Fabriken beschäftigt waren. Auf die Klagen der Inspektionen und der Geistlichkeit hin war endlich die Sachlage näher geprüft und jene Verordnung erlassen worden. Der Elementarunterricht wurde in den Gemeindeschulen der städtischen Kirchgemeinden erteilt, deren es 4 für die Knaben, aber bis 1842 nur 3 für die Mädchen gab. Nach langen Beratungen kam im Jahr 1839 ein Gesetz über die Reorganisation der Knabengemeindeschulen zustande; es brachte aber keine größern Veränderungen. Der Gesang, den bisher einzelne Lehrer freiwillig eingeführt hatten, wurde jetzt ein obligatorisches Schulfach; das Schulgeld betrug für die Schüler der Unterklasse 6 Batzen im Monat, für die der oberen Klasse 7½, was damals als „äußerst mäßig" bezeichnet wurde. Die Lehrerbesoldungen, von denen die Inspektoren schon lange erklärt hatten, sie ständen weder zu den Leistungen noch zu den Bedürfnissen der Lehrer im rechten Verhältnis, wurden nun erhöht; doch hielt man daran fest, daß das Schulgeld wenigstens noch einen Teil des Einkommens ausmache, weil so für den Lehrer ein Ansporn da sei, Besseres zu leisten und eine stärkere Frequenz seiner Schule zu erzielen.

Drei Jahre später wurde nach einem schier endlosen Kreislauf von Beratungen das erste baslerische Gesetz über die Schulbildung der weiblichen Jugend vom